

Skandal-Schwaden über Hamburg: Ein Junge mußte sterben, ehe der Staat mit einer mörderischen Chemie-Klitsche aufräumte. Jetzt stellte sich heraus: Das Kind war nicht das erste Opfer. Kampfstoffe lagerten im Freien und die Behörden schauten weg. Warum?

Nervengas im Hinterhof

Noch fühlen sich Hamburgs Spitzenpolitiker unschuldig an der Umweltkatastrophe des Jahres

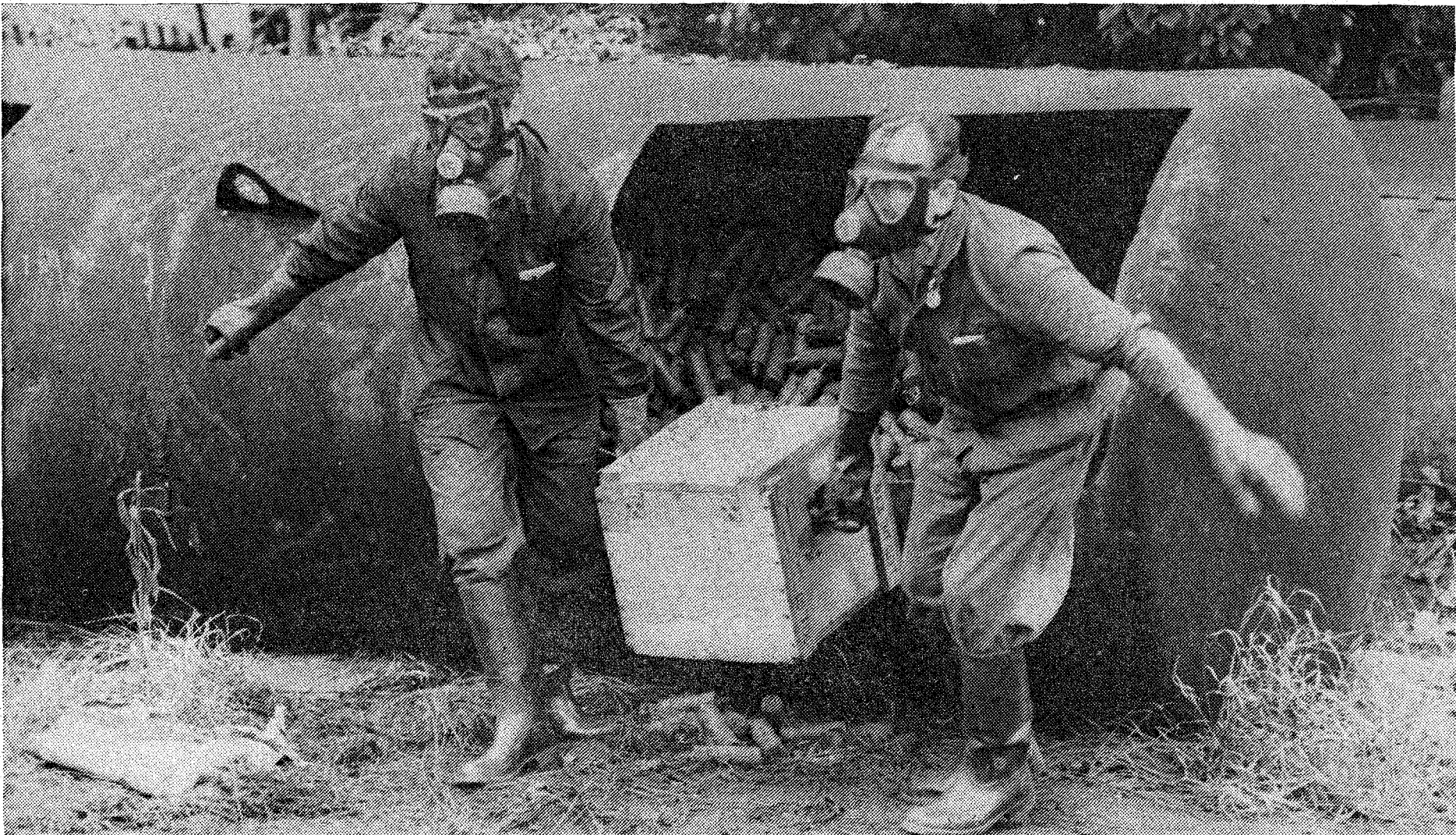
Hamburg-Eidelstedt ist nicht die schönste Gegend der Freien und Hansestadt Hamburg. Die Anrainer zahlreicher Fabriken sind tosenden Lärm und industriellen Gestank leidvoll gewohnt. Doch einmal wurde es auch ihnen zuviel; beim Hamburger Arbeitsschutzamt beschwerten sich empörte Bürger, daß sie „in regelmäßigen Abständen von orangeroten Gaswolken überzogen wurden, die durch donnernde Explosionen von den Stoltzenbergs ausgelöst werden“.

Es handelte sich um Atombombenpilze — der nachgemachten Art. Die „Stinkfabrik“ (nachbarschaftlicher Jargon) der Chemie-Firma Stoltzenberg produzierte in den sechziger Jahren für die Bundeswehr sogenannte „Darstellungsmittel“ fürs Manövergelände; die A-Bomben-Töpfe probierte sie ohne Erlaubnis gleich in der Stadt, vor der Fabrik-Baracke aus. Ironischerweise wies Hamburgs Gewerbeaufsichtsamt den

Besitzer darauf hin, daß er keine Genehmigung zur Sprengstoffverarbeitung habe. Dem Besitzer, Dr. Hugo Stoltzenberg, war dies schon bekannt; er kümmerte sich nicht darum.

Jahre später, am 6. September 1979, vernimmt ein Bewohner des Hauses Lüdersring 137, nicht weit von Stoltzenbergs Chemie-Klitsche entfernt, „einen kurzen schnellen Schlag wie aus einer 10,5-Haubitze“. Aus dem Keller des Hauses quält sich ein schwer verletzter 13-jähriger Junge: „Geht alle weg, holt schnell die Polizei, wir wollen ins Krankenhaus.“

Der 13-jährige Schüler Thomas Ludwig und sein gleichaltriger Freund Stephan Behrmann überlebten ein selbst angerührtes „Chemie-Experiment“ im Keller mit schweren Verletzungen; doch für den achtjährigen Bruder Oliver Ludwig kam alle Hilfe zu spät. Er lag mit zerfetztem Unterleib tot zwischen verbranntem Phosphor und Schwarzpulver.



Nebelgranaten aus der Giftküche des Dr. Hugo Stoltzenberg: Bundeswehrsoldaten der ABC-Schutztruppe müssen in Hamburg beim „Mülltransport“ helfen Aufnahme: Peter Kähler

DOSSIER

Ein Bericht von Margrit Gerste, Josef Joffe und Michael Naumann unter Mitarbeit von Joachim Nawrocki (Berlin), Horst Bieber, Herbert Fricke, Veit Ruppersberg (Hamburg)

Der Vater, Kal-Heinz Ludwig, war 1975 wegen seiner Zugehörigkeit zur terroristischen „Debus-Bande“ zu fünfeinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, jedoch frühzeitig entlassen

worden. Indes — Vermutungen der Kriminalpolizei, die Kinder hätten sich an heimlichen Sprengstoffvorräten des Vaters versucht, bestätigten sich nicht. Die Lieferstelle der jugendlichen Chemie-Amateure war, wie sich bald herausstellen sollte, „öffentlich“ im schlechtesten Sinne.

Am 10. September, vier Tage nach dem Explosionsunglück, fährt ein Polizeibeamter am Krankenbett der Verletzten, woher die tödlichen Chemikalien stammten — vom schlecht umzäunten Gelände der Firma Dr. Hugo Stoltzenberg an Hamburgs Schnackenburgallee 167. Fünf Tage später — im nahe gelegenen Volksparkstadion schauen gerade 50 000 Hamburger den Bemühungen ihres HSV gegen den 1. FC Kaiserslautern zu — entdecken eilig herbeigerufene Bundeswehrsoldaten der ABC-Schutztruppe in einer abgeriegelten, ausgedienten Toilette dieses tödlichen „Kinderspielplatzes“ des

Chemikers acht Tabun-Granaten; zwei von ihnen scheinen leak zu sein — sie werden mit Gipsmanschetten abgedichtet. Das ominöse Nervengas aus der Giftküche des Dritten Reiches hätte — einmal freigelassen — das Bundesliga-Spielfeld gewiß vorzeitig beendet: Nur 400 Milligramm Tabun pro Kubikmeter Luft können einen Menschen binnen 60 Sekunden töten.

Ein merkwürdiger Zufall hatte die Entdeckung dieses infernalischen Ultragiftes beschleunigt — zu dem Aufräumungskommando, das die Hanseaten bei der Bundeswehr anforderten, gehörte ein Hauptmann Korzfleisch aus der ABC-Schutztruppe in Munster. Er war früher ausgerechnet Lehrling und Laborant der Firma Stoltzenberg — und Korzfleisch erinnerte sich nun, wenn auch spät, an das tödliche Tabun im Kilo.

Die Bevölkerung im Umkreis von 500 Metern

● Fortsetzung nächste Seite

Senator. Eine funktionelle Alternative wird zur Norm.

Der Senator ist ein zukunftsweisendes Automobil. Seinen hervorragenden Ruf verdankt er nicht nur dem einhelligen Lob der Automobilexperten, sondern dem Urteil derer, die ihn fahren.

Der Senator hat sich auf unseren Straßen durchgesetzt. Sein funktionelles Konstruktionsprinzip wurde zum Maßstab.

So folgt die Form des Senator konsequent den Gesetzen der Aerodynamik: Sie verringert Fahrtwindgeräusche, vermindert den

Auftrieb an Vorder- und Hinterachse und ermöglicht außerordentlich günstige Werte für den Kraftstoffverbrauch.

Das souveräne Fahrverhalten des Senator wird bestimmt durch das sorgfältig abgestimmte Fahrwerk: Einzelradaufhängung bei allen vier Rädern — vorn nach dem Prinzip der McPherson-Federbeinachse — hinten mit unabhängigen Dreiecks-Schräglenkern. Beim Senator wurde ein Fahrwerk verwirklicht, das in Hin-

blick auf Komfort, Sicherheit und Neutralität des Kurvenverhaltens beispielhaft ist.

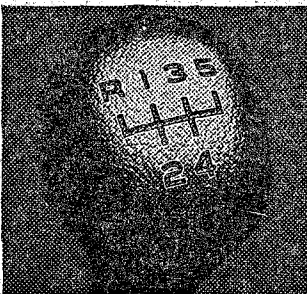
5-Gang-Getriebe.* Der zusätzliche 5. Gang ist als Schongang ausgelegt. Er bewirkt bei gleicher Fahrgeschwindigkeit eine Senkung der Motor-Drehzahl, spart dadurch Kraftstoff und mindert den Verschleiß, ohne die Fahrleistung im hohen

Geschwindigkeitsbereich wesentlich zu beeinflussen.

In seiner Funktionalität ist der Senator ein neuer Maßstab für

Leistung, Komfort, Sicherheit und Wirtschaftlichkeit.

Den Senator gibt es in den drei Ausstattungsvarianten: Senator, Senator C, Senator CD.



*Sonderausstattung



Die Abb. zeigt den Senator C. Technische Daten: 2,8 l-S-Motor, 103 kW (140 PS); 3,0 l-S-Motor, 110 kW (150 PS); 3,0 l-E-Motor, 132 kW (180 PS).

SENATOR 
ADAM OPEL Aktiengesellschaft

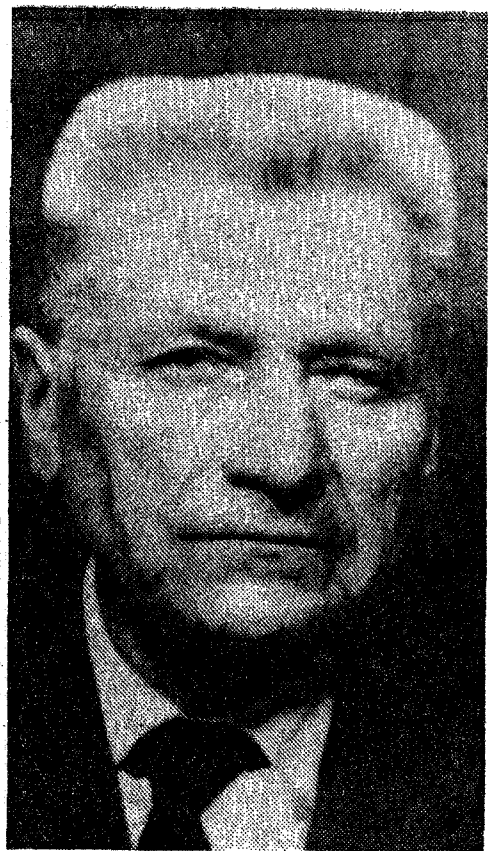
DOSSIER

● Fortsetzung von Seite 25

wird evakuiert — insgesamt 200 Anrainer. 60 Betriebe mit 1500 gefährdeten Arbeitnehmern der Umgebung schließen vorübergehend. Hamburgs Bürgermeister Klose eilt aus seinem Sylter Urlaub herbei, und der Giftgas-Skandal entfaltet sich über dem Land wie einst Dr. Hugo Stoltzenberg getürkte Atompilze über den armen Leuten von Eidelstedt. Denn auf dem Fabrikgelände des Dr. Hugo Stoltzenberg und seines schludrigen Nachfolgers Martin Leuschner fanden sich nach acht Tagen Aufräumarbeiten genau 48 Tonnen Gift- und Sprengstoffe, darunter britische Mörsergranaten, 40 Kisten deutsche Nebelgranaten, 16 Tonnen Giftstoffe der Klasse 1 wie Arsen, Strychnin und Zyankali. Während Feuerwehr und Soldaten durch den Chemomüll wateten, entzündeten sich immer wieder Phosphormengen; Nebeltöpfe gingen hoch, als sei's Manöverzeit.

Helles Entsetzen riefen die absolut tödlichen Kampfstoffe unter den phantastischen Fundaschen hervor: 35 Liter Tabun, zwei Liter Phosgen und zwölf Stahlflaschen mit dem Ersten Weltkriegs-Kampfstoff Chlorgas. Nichts war niet- und nagelfest verpackt, jeder hätte sich bedienen können. Bürgermeister Klose, bleich und kaum gefaßt, versagte die Phantasie: „Das alles ist so ungeheuerlich, das kann man kaum glauben. Wahrscheinlich“, fügt er hinzu, „ist kriminell gehandelt worden.“ In der Tat. Die Frage lautet nur — von wem?

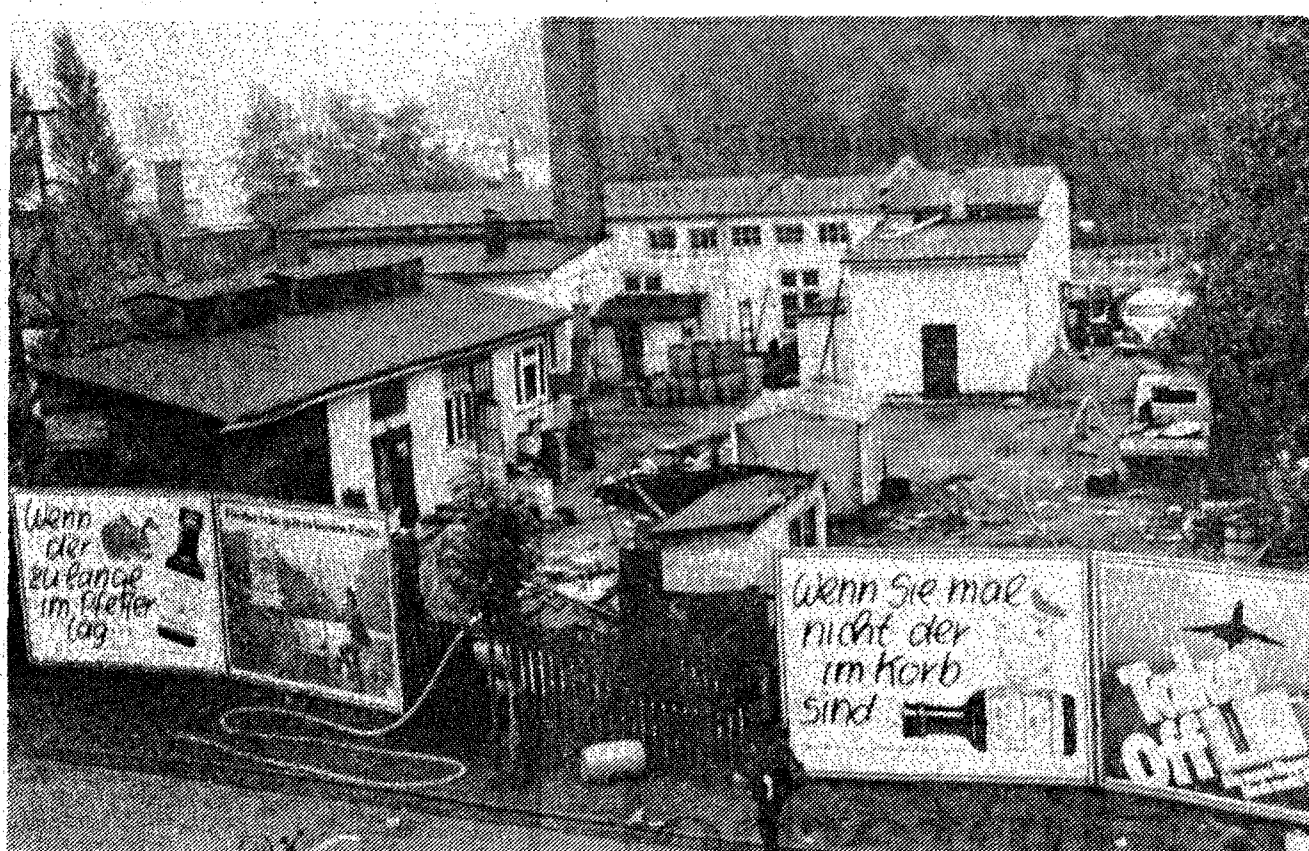
Für die oppositionelle CDU in Hamburgs Bürgerschaft ist der Fall klar: Hans-Ulrich Klose, der jetzt noch in der bekömmlichen Pose des bürgernahen Anklägers von Behörden-schlamperei auftritt, sei der eigentliche Schuldige. Sein Vergehen: „Organisationsversagen“. Mit einem historisch gewagten Bild prophezeien



Dr. Stoltzenberg, 1883–1974: Immer „unzuverlässig“, aber genial — ein Chemiker der alten Schule

Stoltzenbergs Gift-Fabrik von Eidelstedt: Mehr als 200 Hamburger Beamte haben sie überprüft — und taten nichts.

Aufnahme: Thomas Grimm/dpa



Ein Leben für den Tod

Ultragifte für jedermann: Dr. Hugo Stoltzenberg

offizier“ ein „gefährloses Arbeiten“ mit den „etwas unheimlichen Stoffen“ ermöglicht — inklusive Preislisten für die Apparaturen und Ausgangschemikalien. Ein Mordbuch für jedermann.

Dr. Hugo Stoltzenberg war ein „weiser, ruhiger und bissiger Mann“, erinnert sich einer seiner Söhne; nützlich war der „eminent kluge Mensch“ (so ein Mitarbeiter aus der Nachkriegszeit) allemal. Von Anfang an bewährte sich Stoltzenberg, ehemals Assistent des Berliner Nobelpreisträgers für Chemie, Professor Fritz Haber, als promovierter Giftmüll-kutscher deutscher Behörden.

Hatten Stoltzenberg und sein Professor während des Ersten Weltkrieges den deutschen Generalstab erfolgreich bedrängt, Chlorgasgranaten zu verfeuern, so lebte Stoltzenberg ein Jahrzehnt später davon, die Reste der 37 592 Tonnen deutscher Kampfgasgranaten aus dem Weltkriegsarsenal zu vernichten. (Sehr wahrscheinlich hat er Teile solcher Lieferungen schon 1924 nach Marokko versandt, wo Franzosen und Spanier einen Aufstand der Rif-Kabylen mit Kampfgas deutscher Machtart niederschlugen.)

Der ganzen Nation wurde Stoltzenberg im Jahr 1928 bekannt; die Reichswehr hätte einige „Phosgen“-Kessel auf Stoltzenbergs Fabrikgelände im Hamburger Hafen verbracht.

Das Kampfgas, das zum Tod durch Herzversagen führen kann, wollte Stoltzenberg in die Nordsee kippen. Statt dessen explodierte einer der Phosgen-Behälter am 20. Mai 1928 auf dem Gelände; eine Giftgaswolke zog über den Hamburger Stadtteil Georgswerder und brachte mindestens zehn Menschen den Tod. Über 300 Anrainer wurden verletzt.

In der Weltbühne vom 29. Mai 1928 resümierte der spätere Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky die Katastrophe: „Man liest die lamentablen Erklärungen des Herrn

Dr. Stoltzenberg, der bejammert, daß man ihn um sein kostbares Gut betrogen habe. Man vergißt darüber, daß das in der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen lagernde Todesgift seit Jahr und Tag ständige Todesgefahr über die zweitgrößte deutsche Stadt brachte... Und auch die glücklichen Inhaber dieser Gastanks wußten wohl, warum sie sich nach Hamburg wandten, wo ihnen die hanseatische Munifizenz nicht nur einen Lagerplatz zur Verfügung stellte, sondern auch weitherzige Aufsicht zukommen ließ.“ Fünfzig Jahre später hatte sich an dem Sachverhalt wenig verändert — die „Aufsicht“ wurde noch weitherziger denn je zuvor.

Stoltzenberg, dessen Giftkenntnisse derweil vielen Regierungen unter anderen der Sowjetunion, Brasilien, Jugoslawien, Spanien, Griechenland) zugute kamen, ließ sich auch durch einen langwierigen Schadenersatzprozeß nicht verdrängen (er gewann ihn) und siedelte seinen Hamburger Betrieb neu an: Eidelstedt, Schnackenburgallee 167. In einer Dependence bei Bitterfeld, östlich der Elbe, produzierten schon 200 Stoltzenberg-Angestellte Giftgasanlagen fürs Ausland. „Jeder fuhr sein eigenes Firmenfahrzeug“, erinnert sich ein Mitarbeiter, „denn Dr. Stoltzenberg hatte eine soziale Einstellung. Er gab sein Letztes.“ Doch die Katastrophe im Hamburger Hafen scheint die deutsche Kundschaft alarmiert zu haben. Im Jahre 1937 teilte Reichskriegsminister Werner von Blomberg in einem Gutachten an das Auswärtige Amt mit: „Die Fa. Dr. Hugo Stoltzenberg ist dem Reichswirtschaftsminister und mir als nicht besonders zuverlässig bekannt.“

Daß er trotzdem expandieren konnte, verdankte Stoltzenberg den Kriegsumständen: Seine Kenntnisse auf dem Gebiet von Kampfgaschutz erlaubten es ihm, eine Zweigniederlassung auf dem Berliner Grundstück Thomasstraße 14 im Berliner Tiergarten zu er-

richten. Es gab zwei Büroräume, und „um die Ecke“, auf einem bisher nicht identifizierten Gelände, soll die Firma nach Angaben eines früheren Angestellten einen „kleinen Laden“ mit Werkstatt besessen haben. Das Berliner Büro existierte immerhin von 1939 bis in die sechziger Jahre; 1972 wurde Stoltzenbergs Firma aus dem Berliner Handelsregister gestrichen.

Hamburg blieb Stoltzenbergs Fabrikationszentrum. Auf städtischer Fläche nutzte der besessene Chemiker allerlei Produktionsgenehmigungen für Tränengas, Reizpatronen, Nebelkerzen, Übungsbrandsätze, Blausäure, Schädlingsbekämpfungsmittel, Be-gasungspulver, Wühlmauspulver, Körper-puder, Gaspatronen, Betäubungs- und Scheintodwaffen. Immer häufiger brannte es in seiner maroden Bude; eine Mitarbeiterin erkrankte mit rätselhaften (Kampfgas-)Symptomen; die Feuerwehr kam, löschte und ging — insgesamt 21mal seit 1949. Doch eine schützende Hand lag über dem kuriosen Chemiker. Steuerschulden wurden gestundet. Hamburgs Behörde für Wirtschaft und Verkehr hielt es 1967 gar für angebracht, „zur möglichen Rettung des Unternehmens staatlicherseits das größtmögliche Entgegenkommen zu zeigen“. Warum?

Stoltzenberg, 1944 der NSDAP beigetreten, angeblich ein „Kriegsgewinnler“ (so eine Hamburger Behörde), war der Bundeswehr von 1957 an lieb und teuer geworden — erst 1962 entzogen die Bonner der notorisch unsoliden Firma die Ermächtigung zum Umgang mit Verschlussstoffen.

War der alte Erfinder (150 Patente) zwar aus der Gnade des Militärs gefallen, so blieb ihm doch das erstaunliche Wohlwollen der Hamburger Behörden: Mochte es krachen, brennen oder stinken — die Katastrophe von 1928 war vergessen unterm Aktenzeichen des Staatsarchivs. Dr. Hugo Stoltzenberg und sein „unzuverlässiger Betriebsleiter“ (Amt für Arbeitsschutz), verblieben zwischen ihren Flaschen, Pipetten, Töpfen und Busenbreanern. Als 87-jähriger dankte Stoltzenberg ab — einer jener deutschen Naturwissenschaftler aus der Vergangenheit, deren Welt sich zwischen Laboratorium und Patentamt erstreckte: Für alles war in diesem Kosmos Platz, außer für Zweifel am Sinn angewandter, mörderischer Chemie.

Michael Naumann

ANZEIGE

24.9.79

- GEBURT — ein großes Ereignis, ein Abenteuer.
- Karies — fast in aller Munde. Wie kann sie verhindert werden?
- KONTROVERSE — Energiesparen — aber wie?
- Die Bahn hat Zukunft?

bild der wissenschaft Fragen — auf die auch diesmal eine Antwort gibt.

jetzt am Kiosk Heft 10/79
Deutsche Verlags-Anstalt, Neckarstr. 121, 7000 Stuttgart

ihm seine politischen Gegner in Hamburgs neugotischem Rathaus ein „ökologisches Waterloo“. Und: „Nur ein gnädiges Schicksal“, so ein Bürger-Repräsentant der CDU, „hat uns vor einer Katastrophe bewahrt.“ In einer aufgeregten Rathaussitzung fällt schließlich das Wort von der „Apokalypse“ — Hamburgs Version von Harrisburg liegt hinterm Volksparkstadion, auf dem Stoltzenberg-Gelände.

„Apokalypse“ heißt „Enthüllung“. Enthüllt wird im Hamburger Giftskandal zum einen die schier grenzenlose Unfähigkeit von Hamburger Beamten. Offengelegt wird außerdem die Freiheit städtischer Behörden, zu tun, vor allem aber zu lassen, was man will; und umrahmt wird das Tableau beamteten Desinteresses an einem jahrzehntelang gärenden chemischen Umwelt- und Gewerbeskandal von der Unzulänglichkeit hanseatischer Spitzenpolitiker. „Die Stunde des Parlaments“ wurde in Hamburg von Parlamentariern beider Parteien beschworen, als es an die Aufdeckung des Skandals ging. Seine Verhinderung freilich hätte nur einige Parlamentsminuten gekostet. Die Hamburger FDP-Abgeordnete Helga Schuchardt hatte nämlich schon Anfang 1971 vom Senat wissen wollen, ob in der Firma Stoltzenberg chemische Kampfstoffe hergestellt worden seien — und zwar unter Umgehung der Brüsseler Verträge aus dem Jahre 1954, in denen sich die Bundesrepublik verpflichtet hatte, keinerlei ABC-Waffen auf ihrem Boden herzustellen. Die lapidare Antwort des Hamburger Senats: „Der Senat hat bisher keinen Anlaß gesehen, die Ergebnisse der Kontrolltätigkeit des Bundes zu beanstanden... Die Verwendung chemischer Stoffe zur Herstellung von Kriegswaffen wird durch die Aufsicht des Bundesamtes für gewerbliche Wirtschaft verhindert.“ Die Hamburger

Stadtparlamentarier aller Parteien waren's zufrieden.

Tatsache ist, daß es auf dem Hamburger Gelände der Firma Stoltzenberg etwa fünfzigmal seit 1949 gebrannt hat; zwanzigmal kam die Feuerwehr, löschte und schrieb einen Bericht. Für die Akten.

Das Gesundheitsamt Altona urteilte schon im Oktober 1949: „Der Betrieb der Firma Dr. Stoltzenberg macht einen ausgesprochen behelfsmäßigen Eindruck. Die technischen Einrichtungen sind alle außerordentlich primitiv.“ Der Besitzer der Fabrik wirkte auf den Leiter des Amtes für Arbeitsschutz „unzuverlässig“; zwei Jahre später notiert das Gewerbeaufsichtsamt auf dem Gelände „ganz unglaubliche Verhältnisse. Überall treten aus zerfressenen Fässern giftige Gase und Dämpfe ins Freie und verpesteten die Umgegend“.

Rings um Dr. Hugo Stoltzenbergs Gas-Klische verloren die Bäume bei Gelegenheit ihre Blätter, weil zum Beispiel Salzsäurenebel aus einer Baracke aufstiegen. Ungereinigte Senfgas-Fässer, Chlorgas der US-Armee, das auf dem seltsamen Weg in den Iran bei Stoltzenberg hängenblieb (August 1955), Ekzeme bei einer Mitarbeiterin, die Tränengaspatronen abfüllte, ein Feuerlöschein voll Blaukreuz-Kampfstoffe (60 Tonnen!), unerfahrene Laboranten, Zyankali-Funde in der Nähe des Fabrikgeländes, wild wucherndes Unkrautestrüpp, baufällige Lagerhütten, Papier, Papp, Asche und Schrott, Gas verströmende, undichte Fässer — auf dem schlecht umzäunten Areal des Eidelstedter Chemikers und seines Nachfolgers Leuschner häuften sich der Chemie-Dreck des kriegerischen 20. Jahrhunderts mit amtlicher Duldung und mildem Tadel. Mehr noch: In ei-

nem Schreiben vom 6. Juli 1979 wird dem Hamburger Umweltsenator Curilla vom zuständigen Bezirksamtsleiter sogar mitgeteilt, daß für die Stoltzenberg-Fabrik „keine Umweltbeeinträchtigung genannt werden könnte, deren noch nicht abgeholten werden konnte“.

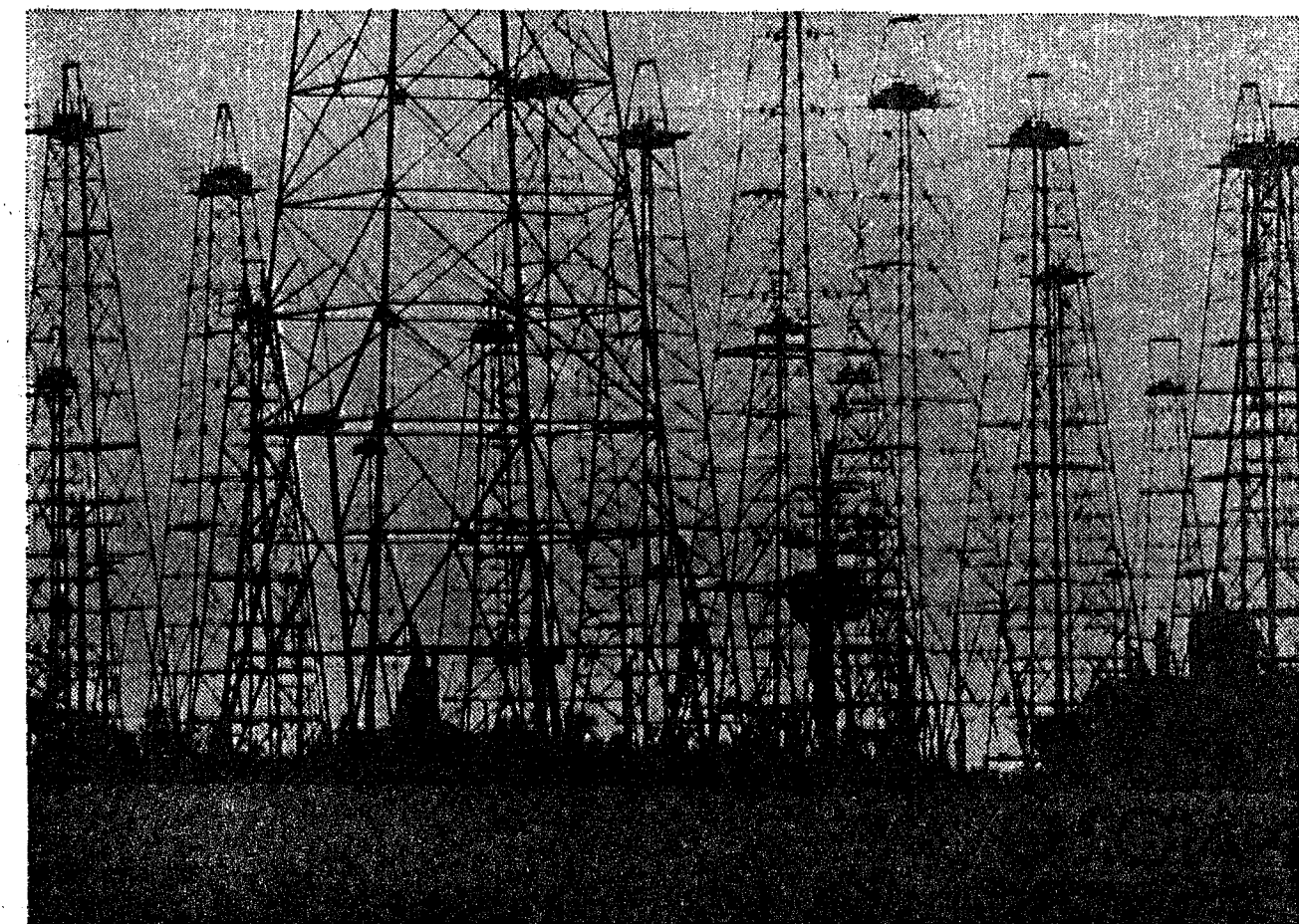
Das Gegenteil stimmte. Hinterm Wildwuchs von Brennesseln und Brombeeren der Fabrik brütete ein Desaster — alles in allem einer der größten Gift-Skandale der deutschen Nachkriegsgeschichte. Ein wütender Bürger rief Klose auf einer Versammlung der Betroffenen zu: „Viele von uns hier haben ihr Leben wahrscheinlich dem toten Jungen zu verdanken.“

Der Kampfgas-Experte Hugo Stoltzenberg hatte eben das getan, was zwischen 1950 und 1970 industrielles Brauchtum war: Abfallstoffe wurden jahrzehntlang nicht vernichtet, sondern „gelagert“, verbuddelt und versteckt.

Erst das Abfallbeseitigungsgesetz von 1972 versprach mit dieser Müllwirtschaft aufzuräumen. Ein Jahr später wurde über die Maßen deutlich, daß das Gesetz zu spät kam: Der Hanauer Giftmüll-Spediteur Siegfried Plaumann hatte vor allem hochgiftige Cyanide (Salze der Blausäure) auf öffentlichen Müllhalden in Hessen, Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz einfach abgeladen. In den nächsten Monaten wurde eine weitverzweigte deutsche Müll-Mafia entlarvt, die aus Gewinnsucht die Umwelt mit Giften verdeckte.

In der Kette gewollter und unbeabsichtigter Giftanschläge auf die Natur wirkt besonders bizarr: Auf dem Werksgelände der Merck AG bei Gerresheim wurden 90 000 Tonnen Hexachlorcyclohexan (ein Abfallprodukt bei der Her-

● Fortsetzung nächste Seite



Der Aufwand, die bekannten Erdölreserven zu fördern, kann in wenigen Jahrzehnten solche Ausmaße annehmen, daß ein weiterer Abbau wirtschaftlich nicht mehr vertretbar ist. Bei gegenwärtigem Verbrauch wird es in etwa 3 Jahrzehnten keinen Tropfen Erdöl mehr geben. (Quelle: Petroleum Economist)

Niemand vermag vorherzusagen, welche Energiearten künftig primär genutzt und bezahlt werden können. Reicht es aus, den wachsenden Bedarf weiterhin nahezu ausschließlich durch die fossilen Energievorräte Öl, Gas und Kohle zu decken? Die Erschließung bislang kaum verwendeter Energiequellen sowie effizienterer Verbrauch und vor allem der sparsamere Umgang mit Energie in allen unseren Behausungen sind deshalb zukunftsbestimmend. Somit kommt der Wahl geeigneter Baustoffe allergrößte Bedeutung zu.

Der richtige Baustoff: Hebel-Gasbeton. Er übertrifft die Forderungen des Energieeinsparungsgesetzes schon seit Jahrzehnten. Der massive Werkstoff mit optimaler Wärmedämmung und -speicherung sichert ein angenehmes Raumklima und beste Energienutzung.

Hebel-Bauteile und Hebel-Steine — Energiesparen aus Prinzip. Von Anfang an.

Schicken Sie mir bitte ausführliche Informationen über Hebel-Bauteile und Hebel-Steine.

Hebel-Zentrale für Bautechnik und Information Postfach 10 · 8080 Emmerring/FFB



DOSSIER

● Fortsetzung von Seite 26

stellung des Pflanzenschutzmittels „Lindan“) vergraben. Das Gift tauchte jedoch über die Pflanzenkette wieder in der Milch der Umgebung auf — 32mal stärker als erlaubt. Doch konnte der Firma kein Vorwurf gemacht werden — die Gefährlichkeit des Stoffes schien vorher unbekannt.

Anders liegt der Fall Stoltzenberg: Der einst weitgereiste, weltweit anerkannte Gift-Experte wußte sehr wohl, was er in Eidelstedt tat, denn dafür wurden er und seine Mitarbeiter bezahlt. Zum Beispiel von den Innenministern der Länder Hamburg, Baden-Württemberg, Berlin, Bremen, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein; sie alle versorgte der chaotische Chemie-Betrieb jahrelang (angeblich auf Grund einer Empfehlung des Hamburger Innenministers aus dem Jahre 1967) mit Tränengas. Auch das Bonner Innenministerium und den Bundesgrenzschutz belieferte die Firma Stoltzenberg. Die gehobenen Geschäftsverbindungen der Eidelstedter Gas-Produzenten werden belegt durch leere Kisten mit Bundeswehraufschriften in den Ecken des Fabrikgeländes.

Zwar — so ein Untersuchungsbericht des Hamburger Senats — ist „die Schlampigkeit der Firma Stoltzenberg in jedem Betriebsbegehungsbericht nachgewiesen“, gleichwohl fühlte sich unter sechs Hamburger Behörden und elf Dienststellen (von der Feuerwehr bis zur Sprengstoffbeseitigung) kein einziger Beamter in 30 Jahren zu einem Akt des Widerstandes, zur Umwelt — Initiative aufgerufen. „Aktenmäßig“, so ein Beamter, „lief alles tadellos.“ Es geschah nichts; bisweilen kam, wie üblich die Feuerwehr zum Löschen. Alte Bekannte.

Mag sein, daß die Firma Stoltzenberg als Tränengas-Lieferant und halbamtliche Müllkippe besonderen Beamten-Longmut verdiente. Stoltzenbergs Faktorum und Nachfolger seit 1969, Martin Leuschner, erinnert sich jedenfalls durchaus an Hilferufe Hamburger Behörden: „Aus dem Hafen rief mich ein Dr. Jäger an: „Herr Leuschner, kommen Sie schnell, hier ist ein Faß mit Lost, das muß vernichtet werden.“ Leuschner kam, sah und vernichtete; selbstverständlich ohne Genehmigung.

Der Hamburger Amtsenat hat bisher keine Zeit gefunden, Leuschners schwerwiegenden Erinnerungen nachzugehen. Die Kripo recherchiert.

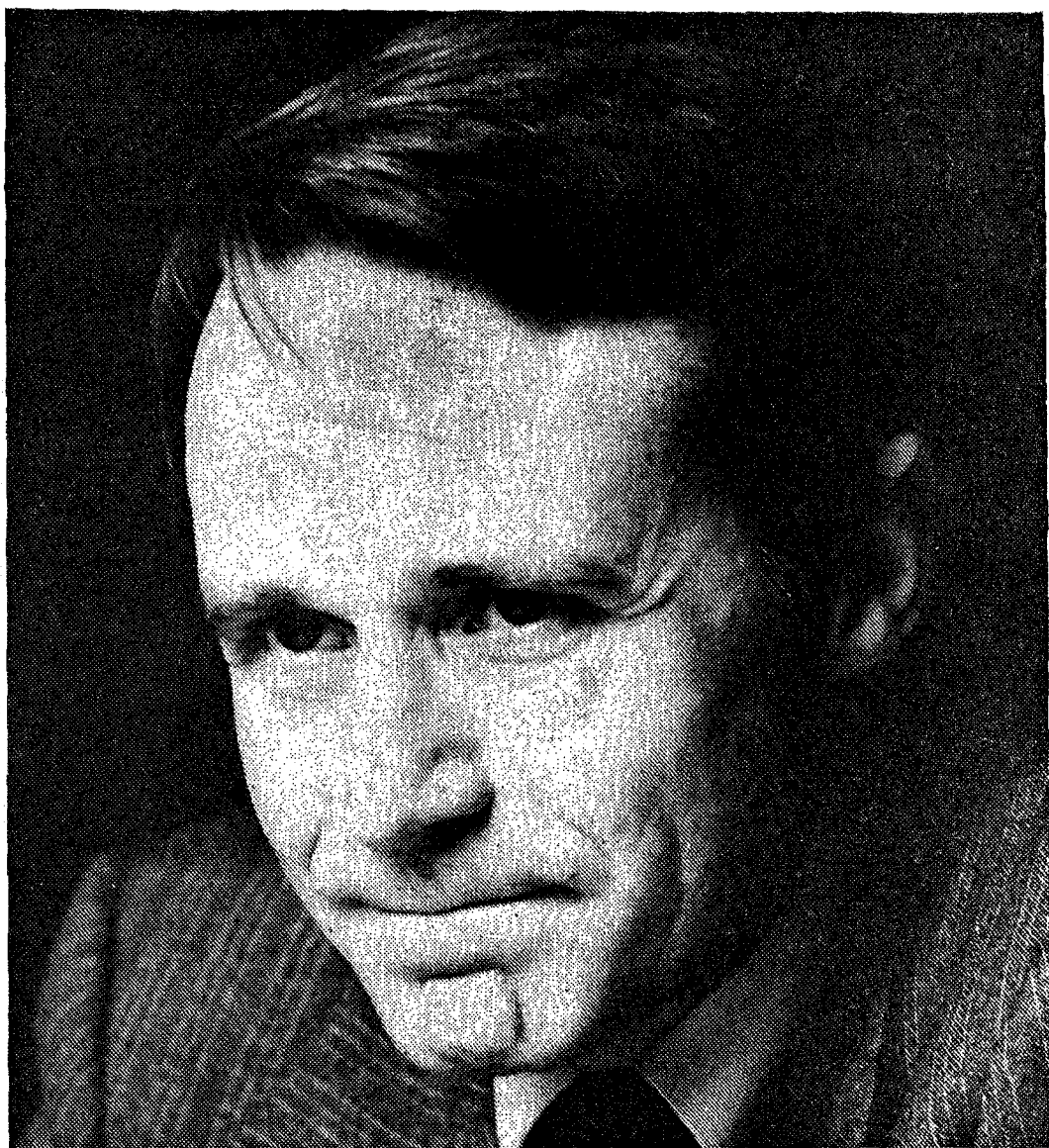
Schlamperei oder gar Verschwörung? So weit will Helga Schuchardt, FDP-MdB aus Hamburg, nicht gehen. Doch sie kann sich vorstellen, daß sich die Chemo-Stümpfer aus der Schnackenburgallee ein Deckmäntelchen mit dem Etikett „Staatsgeheimnis“ zurechtgeschneidert haben könnten. „Man weiß ja nicht, was Stoltzenberg und Genossen den Prüfern erzählt haben. Vielleicht haben ja auch bloße Andeutungen wie „Bundeswehr“ und „Militärgeheimnis“ ausgereicht, um die Beamten vom Gewerbeaufsichtsamt und den vielen anderen Behörden innerlich strammstehen zu lassen oder sie davon abzuhalten, allzu eifrig in einem „Sicherheitsbereich“ zu schnüffeln.“

Immerhin: Leuschners Dienste standen auch Schleswig-Holstein zur Verfügung; der Hamburger Sprengmeister habe ihn einmal in das holsteinische Garstedt mitgenommen, um fünf Fässer Arsenkampfstoff zu beseitigen, behauptet Leuschner. Eine Genehmigung zur Beseitigung von Kampfstoffen besitzt er immer noch nicht. Chemiker ist er auch nicht.

In der Hamburger *Morgenpost* berichtet derweil der Kraftfahrer Helmut Götsche, er habe in den letzten Jahren mehrmals Lieferungen der Firma Stoltzenberg an die Bundeswehr transportiert.

Was immer Götsche auch gefahren haben mag, mit dem respektierenden Etikett *Bundeswehr* erreichte der Hamburger Giftgas-Skandal wieder den Punkt seiner ursprünglichen und inzwischen vergessenen Aufdeckung: Im Mai 1970 hatte der Reporter Günter Wallraff in der Fernsehserie *Monitor* behauptet, die Bundeswehr probe den Einsatz verbotener B- und C-Waffen. Der Hauptbeweis des Enthüllungs- und Verkleidungs-Journalisten: Die Bundeswehr habe von der Firma Stoltzenberg in Hamburg 35 Kilogramm Lost bezogen. Und dies, obwohl Konrad Adenauer in den „Brüsseler Verträgen“ von 1954 den feierlichen Verzicht auf die Produktion von ABC-Waffen auf deutschem Boden geleistet habe.

Wallraffs Witterung war richtig, seine Recherchen hingegen erwiesen sich als ungenau: In Wirklichkeit waren es „nur“ 15 Kilogramm — im Jahr 1966 vom Koblenzer Beschaffungsamt bei Dr. Hugo Stoltzenberg bestellt. „Es gab damals Verdachtsmomente“ — so der Sprecher des Verteidigungsministeriums zur ZEIT —, „daß Saboteure das Trinkwasser im Ruhrgebiet versuchen wollten. Wir brauchten Lost, um Gegenmaßnahmen zu ergreifen.“ Doch seither „hat es keine Verbindung zu Stoltzenberg mehr gegeben“, versichert Staatssekretär Karl Schnell von der Hardthöhe. Zum erstenmal war man 1955 miteinander in Kontakt getreten; im Sommer jenes Jahres teilte Dr. Stoltzenberg dem Hamburger Amt für Arbeitsschutz mit,



Hamburgs Bürgermeister Hans-Ulrich Klose: „Persönlich zurechenbares Fehlverhalten liegt bei mir nicht vor.“
Aufn.: F. Peyer

seine Firma sei vom Bundesverteidigungsminister beauftragt worden, „Muster für Kampfgaspatronen, die unter anderem mit Bombenschlägen ausgestattet sind, herzustellen“. In der Stoltzenberg-Chronik der Bundeswehr taucht dies frühe Datum nicht auf.

Die Bundeswehr erinnert sich ihrerseits an spätere Stoltzenberg-Lieferungen von Tränengasgranaten und Nebelkerzen, Gasmasken-Filter und Rührchen für das Aufspüren von Kampfgas im Gelände. Doch als 90 000 Tränengaswurfkörper aus der Hamburger Firma mit 18 000 mangelhaften Exemplaren durchgesetzt waren, kühlten die Geschäftsbeziehungen zwischen dem genialen Gift-Chemiker und den Beschaffern in Koblenz schnell wieder ab. Am 2. August 1962 wurde dem alten Doktor die „Ermächtigung zum Umgang mit Verschlusssachen bis „Geheim“ (der zweitniedrigsten Sicherheits-Kategorie) — entzogen. Die Firma durfte fortan an klassifizierten Aufträgen der Bundeswehr nicht mehr teilhaben. Der Abstieg des Dr. Stoltzenberg begann.

Heute will die FDP-Abgeordnete Schuchardt wissen, warum die Behörden „solche Firmen nicht „unter dem Gesichtspunkt der Seriosität überprüfen“. Wenn schon alte Bomben „delaboriert“ und neuer Kampfstoff zu Versuchszwecken bestellt werden müssen, warum nicht bei einwandfrei geführten Firmen? Dazu der Hardthöhen-Sprecher Kurt Fischer: „In der Zeit von 1957 bis 1963 war die Auswahl nicht sehr groß. Es war die Zeit des großen Wirtschaftsboms und der „Ohne-mich“-Bewegung. Es gab kaum Firmen, die sich mit der Bundeswehr einlassen wollten. Gasmasken sind eben ein dreckiges Geschäft.“

Trotz ihrer vorgeblich harmlosen Beziehungen zu dem nicht so harmlosen Mittelstands-Unternehmer Stoltzenberg hat das Verteidigungsministerium es vorgezogen, keine gerichtliche Verfügung gegen Wallraffs „Lost“-Be-

hauptungen anzustreben. Es trat statt dessen eine sorgfältig vorbereitete Flucht nach vorn an. Der damalige Verteidigungsminister Helmut Schmidt wies seine Unterbehörden an, den anrühenden Kampfstoff Lost und ähnliches nur noch im befreundeten Ausland zu kaufen. Zugleich öffneten sich die Türen zur *ABC-Erprobungsstelle 53* in Munster bei Soltau für den Besuch von Journalisten. Ihr einhelliges Fazit: Hier geht alles mit rechten Dingen zu. Es gab wohl „Kilogramm-Mengen“ an Lost, Tabun und Sarin — sie reichten aber nur dazu aus, um Gegenmittel und Abwehrmaßnahmen zu testen. Mit den 15 Kilogramm Lost aus Hamburg konnte die Bundeswehr kaum Waffen basteln: Eine einzige „Sprühbüchse“ erfordert immerhin eine Füllung von zwölf Kilogramm. Wer mit einer solchen Menge „Tausende“ umbringen will — so ein Sprecher der Hardthöhe — müßte die „Gegner“ schon dazu überreden, sich einzeln „impfen“ zu lassen. 15 Kilogramm — so das Verteidigungsministerium heute — „sind nicht viel“. Jährlich werden rund 200 Kilogramm Giftstoffe wie Lost für Versuchs- und Industriezwecke importiert — mit dem vollen Einverständnis der Westeuropäischen Union. „200 Kilogramm im Jahr haben sich als pragmatische Grenze eingependelt“, sagt der Sprecher der Hardthöhe.

In der vorigen Woche, kurz nachdem Bundeswehrkisten in Stoltzenbergs Fabrik entdeckt wurden, griff das Verteidigungsministerium auf die Public-Relations-Strategie von 1970 zurück. Wieder wurden einige Dutzend Journalisten und Kamera-Crews nach Munster gekarrt, um sie jenseits der Stacheldrahtzäune („Vorsicht! Schußwaffengebrauch“, „Photographierverbot“) mit Generälen, Staatssekretären und Bundeswissenschaftlern zu konfrontieren.

Staatssekretär Karl Schnell: „Wir haben einem Untersuchungsausschuß nichts zu verbergen.“ Nur: „Leider wissen wir nicht genau, welche Kampfstoffreste aus den Weltkriegen wo liegen.“

Nach Auskunft des Staatssekretärs „befinden sich begrenzte Kampfstoffmengen in den Händen der amerikanischen Truppen in der Bundesrepublik. Sie dienen der Abschreckung, und die Bundesregierung kennt die Lagerstellen“. Die Bundeswehr spezialisiert sich inzwischen auf die „Delaborierung“, das heißt Vernichtung von Kampfstoffen.

Mittlerweile haben sich auf dem ehemaligen „Gasplatz Brehloh“ aus der Zeit des Ersten Weltkrieges etwa 70 Tonnen Gift und Gas angesammelt. Täglich werden hier neue „Fundstücke“ eingelagert — neuerdings auch die giftigen Hinterlassenschaften der Firma Stoltzenberg.

In der „Wehrwissenschaftlichen Dienststelle für ABC-Schutz“ hantieren immerhin 40 Wissenschaftler, 60 Ingenieure und 80 Techniker mit dem Gift der frühen Jahre. Die einen versuchen, die alten Bestände zu „delaborieren“, die anderen erproben — aber nur „grammweise“ — die Abwehr für den Ernstfall: Gegenmittel, Schnellerkennung im Kampfgebiet, Schutzmaßnahmen für Gerät und Mensch.

Bis zum Jahr 1975 wurde hier das meiste Fundgut einfach gelagert — in der Erde vergraben oder in doppelt luftdicht abgeschlossenen Behältern. Die delaborierten Kampfstoffe wurden — buchstäblich — tröpfchenweise vernichtet: In manns hohen Kohleöfen, die heute noch rostend im Gelände stehen. Von der ökologischen Bewußtseinsveränderung der Nation beeindruckt, ließ das Verteidigungsministerium die Freiluft-Verbrennung schließlich einstellen und gab 1974 den Auftrag, eine zeitgemäße „Kampfmittelbeseitigungsanlage“ zu bauen.

Prinzip und Technik der Lost-Vernichtung sind längst bekannt. „Lost ist eine Verbindung aus Schwefel, Kohlenstoff, Wasserstoff und Chlor“, dozierte Dr. Gerhard Magin, der Leiter des Bereichs „Dekontamination“ in Munster-Lager. „Das Molekül läßt sich mit Wärme auseinanderbrechen.“ Die Zersetzung beginnt bei 500 Grad, anschließend lassen sich die verbleibenden Schadstoffe — etwa Schwefeldioxyd — aus dem Rauch auswaschen.

Die Anlage mit einem Jahresdurchsatz von 44 Tonnen soll im Mai fertig und im August 1980 in Betrieb sein. „Es spricht nichts dafür ... äh ... ich meine dagegen“, verkündete Dr. Magin, „daß dieser Zeitplan eingehalten wird.“ Und warum läuft die Massen-Delaborierung erst jetzt an, wo doch manche Bestände schon aus dem Ersten Weltkrieg stammen? „Weil es vorher nicht möglich war.“ Genau 65 Jahre nach dem ersten vernichtenden deutschen Gasangriff wird deutsches Gas sinnvoll vernich-

● Fortsetzung auf Seite 28

Vereinigte Versicherungsgruppe

Wir sagen Ihnen, wie hoch Ihre zweite Rente sein muß.



Computer-Aktion Altersversorgung

Unser Service: Ein maßgeschneiderter Lebensversicherungs-Vorschlag auf der Basis Ihres jetzigen Rentenanspruchs.

Für die meisten ist die gesetzliche Rente die Grundausrüstung ihrer Altersversorgung. Im Durchschnitt erhält jeder Bundesbürger nicht einmal die Hälfte seines letzten Nettoeinkommens, wenn er in Rente geht. Das kann zwar zur Existenzsicherung genügen, aber der gewohnte Lebensstandard ist damit kaum aufrechtzuerhalten.

Deshalb haben wir den Leser-Service »Computerberechnung Altersversorgung« geschaffen. Wir sagen Ihnen computergenaue, welche Lücke Ihre Altersrente hat. Und was es kostet, sie durch eine Lebensversicherung zu schließen, damit Sie sich eine Ihren Vorstellungen entsprechende Altersversorgung sichern können.

Natürlich müssen Sie vorher wissen, wie hoch Ihre Grundrente ist. Fordern Sie deshalb mit dem anhängenden Coupon unseren Datenbogen an. Dieser Datenbogen enthält alle Punkte, die bei der Berechnung zu berücksichtigen sind.

Nutzen Sie unseren Leser-Service »Altersversorgung«. Die Teilnahme an dieser Aktion verpflichtet Sie selbstverständlich zu nichts.

Vereinigte Versicherungsgruppe

Aachen-Leipziger, Berlinische Feuer, Eos Leben, Saar-Rhein, Salus Kranken, Vereinigte Kranken Informationszentrale, Leopoldstraße 24, 8000 München 40

Bitte ausschneiden und am besten noch heute absenden.

Aus der Skandalchronik des Senats

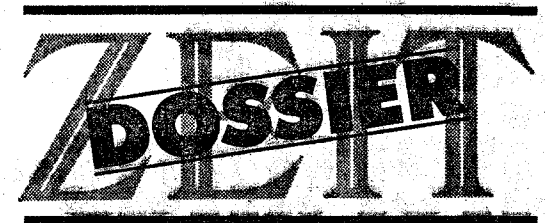
Es handelt sich bei der „Chemischen Fabrik Dr. H. Stoltzenberg“ um ein Unternehmen, von dem auf Grund

- der Herstellung von gefährlichen Stoffen und dem Umgang mit ihnen einschließlich ihrer Lagerung,
 - der herrschenden Unordnung, betriebswirtschaftlicher Desorganisation, unzureichender Laboreinrichtungen,
 - der mangelhaften Sicherung des Betriebsgeländes und seiner Anlagen,
 - der offensichtlich eingeschränkten Zuverlässigkeit und der
 - unzureichenden Finanzkraft der Betriebsinhaber
- vornehmlich folgende Gefahren ausgingen:
- ständige Brand- und Explosionsgefahr
 - Gefährdung der Bevölkerung durch

hochgiftige Stoffe, insbesondere bei Bränden, Explosionen und anderen Unglücksfällen

- Umweltgefährdung infolge mangelhafter Vorbereitung, Lagerung und Abfallbeseitigung
- Aufspüren und Wegnahme gefährlicher Stoffe durch Unbefugte, insbesondere Kinder und Jugendliche.

Diese Gefahren sind von den beteiligten Behörden, Ämtern und Dienststellen in ihrem Ausmaß nur mangelhaft erkannt worden, obwohl ihnen im Laufe der Jahre nachweislich der eingesehene Akten eine Vielzahl von Tatsachen und Umständen bekannt geworden sind, die auf die Gefährlichkeit des Betriebes und die mangelhafte Sorgfalt und die Unzuverlässigkeit der Betriebsinhaber hindeuten.“



Fortsetzung von Seite 27

tet. Die Zeit der Dr. Stoltzenbergs — ist sie vorbei?

In Hamburg weht über dem Betriebsgelände des Dr. Strangelove aus der Schnackenburgallee eine rosa Fahne mit Totenkopf, mannshohe Stahlzäune umschließen das Areal. Ein Beobachtungsturm mit Scheinwerfern und Kamera überragt den Platz. Es riecht säuerlich. Dies ist ein Betrieb, der von mehr als 200 deutschen Beamten folgenlos besichtigt wurde. „Was“, so fragt sich Hamburgs Bürgermeister Klöse, „muß eigentlich noch geschehen, damit etwas geschieht?“ Die Frage kommt zu spät. Das hat sie mit Hamburgs Aufsichtsbeamten gemein.

Nur einer unter Hamburgs Beamten hat sich kein Dienstverschulden in der ganzen Affäre vorzuwerfen. Es ist ein städtischer Anonymus, der sich die Kommunisten vornahm. Einige DKP-Flugblätter, die aus Protest gegen Dr. Hugo Stoltzenbergs Giftfabrik „zur Verteilung gelangten“, waren auf Eidelstedts Straßen geflatert und in den Büschen hängengeblieben. Das kostete die Kommunisten eine Ordnungsstrafe von 40,56 Mark — wegen Umweltverschmutzung.

Wie der kleine anonyme Beamte, so auch die feinen hanseatischen Senatoren „nach eingehender Selbstprüfung am Dienstag: Man habe sich nichts vorzuwerfen. Ein reines Gewissen verschaffte ihnen ihr Bürgermeister, indem er — aktuell zum Giftmüllskandal — einen neuen Begriff schöpfte: „Persönlich zurechenbares Fehlverhalten“ sei einzelnen Mitgliedern des Senats nicht vorzuwerfen, ja, selbst „bei mir liegt es auch nicht vor“, behauptete Hans-Ulrich Klöse trotzig. Und „Schuld“ sei sowieso kein politisch brauchbarer Begriff.

Eine „politische Gesamtverantwortung“ will der angeschlagene Bürgermeister zwar einzureden — aber nur keine Grobheiten. Sollen einzelne Köpfe von Spitzenpolitikern rollen? „Ein gewisses Maß an Rationalität“, mahnt Klöse, solle man sich doch auch in dieser Situation bewahren und den Untersuchungsbericht abwarten.

Die Hamburger halten sich gern etwas zugute auf ihre feine englische Art. In England aber wären die Verantwortlichen längst zurückgetreten. British an den Hamburger Politikern ist zur Zeit einzig der Nadelstreifenanzug, den die hanseatischen Senatoren gern tragen.

Ungefährlich?

Im Januar 1971 forderten Eidelstedter Bürger in einer Eingabe die Hamburger Behörden auf, die Firma Stoltzenberg zu „verlegen“. Unter dem Aktenzeichen A 221-N schrieb der Staatsrat der Innenbehörde, Frank Dahrendorf, am 5. März 1971 an die Senatskanzlei:

„Das Unternehmen liegt nicht im Wohngebiet. Das Betriebsgrundstück ist vielmehr nach den rechtskräftigen Bebauungsplänen als Industriegebiet ausgewiesen. Es handelt sich ferner um ein nach Personalbestand und Fertigungskapazität relativ kleines Unternehmen, welches nach den Ergebnissen fachkundiger Beurteilungen für die Umgebung durchaus ungefährlich ist. Nach alledem sieht die Behörde für Inneres keine Möglichkeiten und auch keinen Anlaß, dem Verlangen nach Verlegung des Betriebes näherzutreten.“

gez. Frank Dahrendorf

Kampfgase von Flandern bis Vietnam

Kaisers chlorreiche Siege

In den Arsenalen wird noch immer der „Tau des Todes“ gehortet

Es war der 22. April 1915, genau 18.00 Uhr. „Die französischen Truppen beobachteten über die Brustwehr ihrer Gräben hinweg diese merkwürdige Wolke; da sah man plötzlich, wie sie ihre Arme in die Luft warfen, die Hände an den Hals legten und sich dann am Boden wälzten, eine Beute des grauenhaften Ersticken. Viele erhoben sich nicht wieder, während ihre Kameraden, dem teuflischen Vorgehen gegenüber ohnmächtig, kopflös nach rückwärts flohen, als ob sie wahnsinnig geworden wären...“

Mit diesen Worten beschrieb Arthur Conan Doyle, der Schöpfer von Sherlock Holmes, den Tag, an dem in den Schützengräben von Ypern die Geschichte des Gaskrieges begann.

Die „merkwürdige Wolke“ bestand aus 180 Tonnen Chlorgas, die aus 6000 heimlich in die deutschen Unterstände geschafften Stahlzylindern abgeblasen worden waren. Noch heute streiten sich die Historiker, wieviele alliierte Soldaten im Chlordampf gefallen sind — ob 3000 oder 5000. Auf jeden Fall war dieser traurige Tag ein Triumph für den hochbegabten Berliner Chemie-Professor Fritz Haber. Der spätere Nobelpreisträger hatte seit Dezember 1914, als der Traum vom raschen Sieg endgültig verfliegen war, den Einsatz von Chlorgas angepriesen, um einer drohenden Munitionsknappheit abzuhelfen.

Einer seiner Assistenten war der damals 32 Jahre alte Dr. Hugo Stoltzenberg.

Am 31. Mai 1915 wurde zum ersten Angriff an der Ostfront „geblasen“. Diesmal war das Chlor mit fünf Prozent Phosgen versetzt. Die Wirkung von Chlorkohlenoxyd (dreimal giftiger als Blausäure, 15mal giftiger als Chlor) beschreibt ein Pamphlet der Chemischen Fabrik Dr. Hugo Stoltzenberg aus dem Jahre 1930 (Was jeder vom Gaskampf wissen sollte): „Die Einatmung verdünnten Phosgens geht anfangs fast ohne Beschwerden vor sich. Die Schädigungen treten erst allmählich auf. Das Phosgen spaltet beim Zusammentreffen mit Blut- und Gewebsflüssigkeit Salzsäure ab, welche die feinen Zwischenwände im Inneren der Lunge zerstört. So läuft die Lunge allmählich mit Blutserum voll... 3,5 mg führen, in einer Minute eingeatmet, zum Tode. Aus dem soeben Geschilderten geht hervor, daß das Phosgen einen ausgezeichneten Offensiv-Kampfstoff darstellt.“

Zusammen mit Perstoff und Chlorpikrin lieferten Chlorgas und Phosgen unter dem Sammelnamen „Grünkreuz“ die erste Generation der Gaskampfstoffe.

Am 10. Juli 1917 kam das Gas „Blaukreuz“ zum Einsatz — in der Operation „Strandfest“ gegen den britischen Brückenkopf an der Yser. Die Blaukreuze Clark und Adamsit haben als



Die Westfront 1918: Ein amerikanischer Soldat geht in einem Lost-Angriff zu Boden. Das Gas verätzte Lunge und Atemwege; der Tod trat nach Tagen oder Wochen qualvollen Siechtums ein.

Aufn.: Südd. Verlag

„Maskenbrecher“ Entsetzen verbreitet, weil sie alle damaligen Filter durchschlugen, Würgen und Erbrechen verursachten und die Soldaten zwingen, ihre Masken abzureißen. Dann schossen die deutschen Truppen „Grünkreuz“ hinterher. Das von Professor Haber entwickelte Kombiverfahren ist als mörderisches „Buntschießen“ in die Annalen des Gaskrieges eingegangen.

Die „Grünkreuz“-Lungengifte waren freilich mit einem technischen „Makel“ behaftet: Sie verfliegen rasch und mußten eingeatmet werden, um ihre „munitionssparende“ Wirkung zu entfalten. Am 12. Juli 1917 gelang dem Kaiserreich ein dritter technischer Durchbruch. Wieder wurde Ypern zur Ersterprobung auserkoren; und wieder erzielten die deutschen Truppen einen Überraschungseffekt: mit Lost, das in Frankreich als „Yperit“, in England wegen seines schwachen Senfgeruchs als Mustard Gas berüchtigt wurde.

Der „hervorragendste aller Kampfstoffe“ — so die Stoltzenberg-Broschüre — brachte einen dreifachen „Fortschritt“: Im Gelände hielt die Wirkung von Lost bis zu vier Wochen an; es fraß sich durch Uniformen und Stiefelsohlen in die Haut, und die Tröpfchen, die aus den Artilleriegranaten spritzten, waren kaum zu riechen und schon gar nicht zu sehen. Einmal eingeatmet, verätzte Lost Atemwege und Lunge; auf der Haut warf es äußerst schmerzhaft Blasen auf, die sich immer wieder aufs neue entzündeten; im Körper selbst zerstörte es Zellen und Blutkörperchen. Der Tod konnte schon nach einer Woche — oder erst nach Monaten — qualvollen Siechtums eintreten. Für die Masse der Soldaten gab es gegen die „Gelbkreuzgase“ (darunter auch der „Tau des Todes“, das amerikanische Lewisit) keinen wirksamen Schutz.

Zu Beginn des 2. Weltkrieges waren alle Mächte bis an die Zähne für ein neues Gas-Gemetzel gerüstet; 1945 hatten sich auf beiden Seiten immerhin eine halbe Millionen Tonnen chemischer Kampfstoffe angehäuft. (Im 1. Weltkrieg wurden insgesamt 13 000 Tonnen Gas eingesetzt.) Sie wurden freilich im Felde nie genutzt, obwohl inzwischen eine neue Generation — die Nervengase — die Potenz der „klassischen“ Kampfstoffe aus dem 1. Weltkrieg hundertfach übertraf. Das erste neuartige Nervengas, Tabun, wurde 1936 in den Giftküchen des Dritten Reiches zusammengebracht; später folgten Sarin (1939) und Soman (1944).

Die phosphororganischen Verbindungen blockieren ein Enzym der Nervenzelle (Cholinesterase) und verhindern die Entspannung der Muskeln. „Der tödliche Ausgang der Vergiftung wird durch die zentralen Wirkungen wie starke Krämpfe und Lähmung des Atemzentrums be-

stimmt.“ So die dürre Auskunft des jüngsten Standardwerkes *Lehrbuch der Militärchemie*, Band I, das aus dem Militärverlag der DDR stammt.

Wo die klassischen Kampfgase Tage und sogar Monate brauchten, um ihre todbringende Wirkung zu entfalten, reichen bei Tabun, Sarin und Soman ein bis zehn Minuten aus. Wo das Uralt-Kriegsgas Chlor erst bei 20 000 Milligramm pro Kubikmeter Luft tödlich wirkte, genügen bei Sarin 100 Milligramm, — zweihundertmal weniger. Nervengase dringen durch die Haut ein und sind geruchs- und geschmacklos.

Warum aber ist der zweite große Gaskrieg nie ausgebrochen, obwohl ihn die beiden Achsenmächte Japan und Italien mit grausamem Erfolg während der dreißiger Jahre in China und Abessinien geprobt hatten?

In den „besten“ Tagen von Hitlers Blitzkrieg war Gas nicht nötig; als sich das Kriegsglück gegen ihn wendete und als Deutschlands Städte ungeschützt im Bombenhagel der Alliierten lagen, war wohl die Angst vor der Vergeltung zu groß. Haile Selassie konnte sich bloß mit Speeren und alten Flinten gegen die Gasangriffe der Italiener wehren; am Ende des Zweiten Weltkriegs aber hatten die Amerikaner das größte C-Waffen-Arsenal aller Zeiten gegen die Achsenmächte angehäuft. Gas, das mußten alle Teilnehmer des 1. Weltkriegs lernen, war zudem ein unzuverlässiger Verbündeter: Er wechselte die Seiten mit dem Wind.

Wahrscheinlich aber spielte die Psychologie beim Verzicht auf Gasgranaten eine entscheidendere Rolle als Strategie und Taktik. Zu frisch waren noch die Erinnerungen an das qualvolle Sterben in den Gräben und Lazarets von Flandern, selbst — oder gerade — bei Adolf Hitler. Dr. Heiber vom Münchner Institut für Zeitgeschichte findet es zwar „erstaunlich, daß Hitler selbst dann, als er wie eine in die Ecke getriebene Ratte um sich biß, den Einsatz vom Kampfgas nie befohlen hat. Vielleicht aber war er der Gefangene seines eigenen Vergiftungs-Traumas im 1. Weltkrieg geblieben.“

Selbst in den Tischgesprächen, in denen der „Führer“ über alles spekulierete und schwadronierte, blieb das Thema „Gas“ ein Tabu.

Hatten die Deutschen 30 Jahre lang das Wettrennen in der C-Kampf-Arena geführt, so übernahmen nach dem 2. Weltkrieg die Amerikaner die Spitze. 1961 begannen sie mit der Produktion eines neuen Nervengases unter dem Kode-Namen VX. Der „wohl wirksamste C-Kampfstoff aller Zeiten“ — so das schwedische Friedensforschungsinstitut SIPRI — ist fünfmal giftiger als das bisherige „Spitzenprodukt“ Sarin. Als 1968 im Ar-

mee-Testgelände von Dugway (US-Bundesstaat Utah) ein VX-Kanister auslief, verendeten später 6400 Schafe in einem 40 Kilometer entfernten Weidegebiet. In den Tierkadavern wurden Spuren von VX entdeckt.

Nach einer Pause von rund 30 Jahren wurde der Chemie-Krieg erst in Vietnam wieder zum Mittel der Politik. Getötet wurden „nur“ Pflanzen — durch die Mittel „Orange“ (gegen Bäume), „Blau“ (gegen Gräser und Getreide) und „Weiß“, das den Boden für Jahrzehnte so unfruchtbar macht, daß weder Bäume noch Halme auf ihm sprießen können.

Ebenfalls in Vietnam kam auch die bislang modernste Errungenschaft der Haber-Epigonon zum Einsatz — das „humane“ Tränengas CS, eine eine Chlorbenzolverbindung, die wie einst Lost nach ihren Erfindern, den amerikanischen Chemikern Corson und Stoughton, benannt wurde. CS reizt Augen und Atemwege; in höheren Dosierungen erzeugt es Brandblasen; stark konzentriert wirkt es tödlich. Die amerikanische Armee benutzt CS als Universalwaffe, teils in Form von Staubnebeln, teils als witterungsbeständigen Geländeverseuerer, der ein Gebiet wochenlang unzugänglich machte. Der CS-Kampf erlebte seinen Höhepunkt im Jahre 1969, als 3000 Tonnen versprüht und verstäubt wurden.

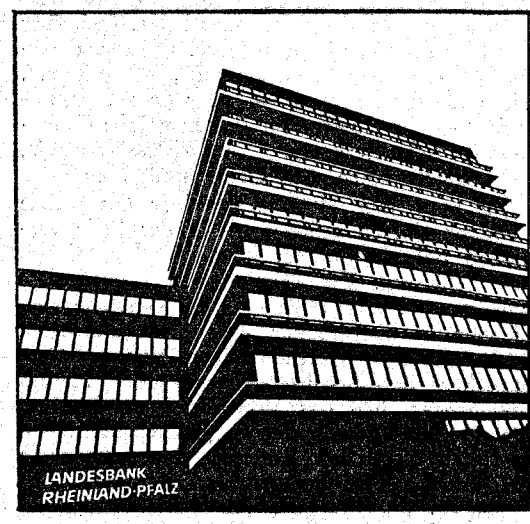
Die beiden Supermächte streben seit Jahren ein internationales C-Waffen-Verbot an, ein löbliches, aber utopisches Unterfangen, wenn man bedenkt, daß allein die Nervengasbestände auf amerikanischer Seite zwischen 15 000 und 30 000 Tonnen geschätzt werden. Über die Gas-Arsenale der Sowjets kann man nur spekulieren; sie liegen aber gewiß nicht unter den amerikanischen Tonnagen, zumal die Sowjets nicht nur die neuesten Errungenschaften wie Nervengas in ihren Zeughäusern verwahren, sondern auch die Gifte der allerersten Jahre: Senfgas, Phosgene und Wasserstoffcyanide.

Und die Deutschen? In der Bundesrepublik unterhalten nach Auskunft des Verteidigungsministeriums nur die Amerikaner Kampfgas-Arsenale — zur Abschreckung. In der DDR — so die Schweizer Militärzeitschrift AMSZ — werden mindestens seit 1978 ABC-Kampfformationen in Bataillons-Stärke aufgebaut, komplett mit Rohr-Raketen-Werfern des Typs BM 21.

Wohl auch nur zur Abschreckung des Klassenfeindes. Konventionelle Flächenwaffen und Atomprojekte von zehn bis zehn Millionen Tonnen TNT-Sprengkraft können heute das tödliche Geschäft viel präziser und schneller besorgen als es sich die Fritz Habers und Hugo Stoltzenbergs im 1. Weltkrieg je träumen lassen konnten.

Josef Joffe

Landesbank Rheinland-Pfalz. Wir sind die Bank der kurzen Wege. Das meinen wir so:



Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist eine Gerade. Nach dieser schlichten Erkenntnis haben wir uns organisiert: keine Umwege, wenig Instanzen, rasche Entscheidungen. Ein Vorteil

kommt hinzu: Wir bestehen praktisch nur aus Zentrale.* Ergebnis: Die Landesbank Rheinland-Pfalz sorgt dafür, daß Ihr Problem nicht auf der langen Bank landet, sondern auf kurzem Weg gelöst wird.

*Landesbank Rheinland-Pfalz - Girozentrale - Mainz, Kaiserslautern, Koblenz, Frankfurt (Börsenbüro) - Tochterbanken in Berlin, Zürich, Nassau/Bahamas, Luxemburg. Zentralinstitut der rheinland-pfälzischen Sparkassen.

LANDES
BANK
RHEIN-
LAND-
PFALZ

Die Bank der kurzen Wege.